Mir zuliebe.

Roman von Erich Ebenstein.

(20. Fortsetzung.)

Sie waren gegangen.

Westendorf, der sie bis an die Ausgangstür begleitet hatte, immer mit demselben starren, geraden Blick und dem unbefangenen Lächeln um die schiefen Mundwinkel, stand allein im Flur.

Und plötzlich wurde sein Lächeln fast blöde, sein Blick leer.

Was hatte der nur gesagt von „Dieb" und „Schuften"? Dieb — komisches Wort! Wer war es? Wer — nicht? Wußte man manchmal auch nur, wie man dazu kam? Und wer konnte schließlich etwas beweisen?...

Mit einem Male wurde ihm schlecht. Die Beine begannen zu zittern, große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Mechanisch taumelte er in das Zimmer zurück. Die Schwüle... all die Aufregung... kaum konnte er atmen. Man mußte ein Fenster öffnen... Luft...

Aber er kam nicht bis ans Fenster. Kraftlos sank er auf den von Schwimmer eben verlassenen Lederfauteuil inmitten des Gemaches.

„Martin! Martin!" lallte er mit Anstrengung, ganz vergessend, daß er selbst den Diener fortgeschickt hatte.

Alles blieb still. Eine furchtbare Beängstigung krampfte ihm plötzlich die Brust zusammen. Der Ausdruck namenlosen Entsetzens trat in seine Augen. Dann wurde deren Blick starr — verglast, die nun völlig verzerrten Lippen färbten sich bläulich...

* * *

Um drei Uhr begann gewöhnlich Westendorfs Privatordination. Kurz vorher erschien das Fräulein, welches den sich einfindenden Patienten eine Art Nationale abzunehmen und nachher das Honorar in Empfang zu nehmen hatte.

Sie läutete heute vergebens. Auch Martin fand sich kurz nach ihr wieder ein. Der Hofrat hatte ihn zwar erst für den Abend bestellt, aber dabei hatte er doch die Ordinationsstunde offenbar nur vergessen.

Als auf ihr Läuten niemand öffnete, meinte Martin zwar zuerst, der Herr Hofrat sei entweder ausgegangen oder wolle nicht gestört sein. Später aber entschloß er sich doch, mit seinem Schlüssel zu öffnen und nachzusehen.

Die Kette innen war nicht vorgelegt. Ein gelbliches, durch die herabgelassenen Vorhänge seltsam gedämpftes Licht erfüllte den Raum mit mystischem Halbdunkel.

Und mitten in diesem Halbdunkel — das Fräulein stieß plötzlich einen gellenden Schrei aus und wies mit zitternden Fingern darauf — lag Westendorf, halb vom Stuhl herabgeglitten, mit gebrochenen, weit offen stehenden Augen und verzerrten — wie zum Lachen verzerrten Zügen.

Sein Leib war schon kalt und starr.

* * *

Abbazzia im Herbst. Das hieß: der lärmende Troß einer gemischten Badegesellschaft war verschwunden, aber die Tore einiger vornehmer Villen hatten sich geöffnet, um ihre Besitzer zu empfangen, die sich hier noch durch ein paar stille Wochen für die Anstrengung der Wintersaison stärken wollten.

Auf der Terrasse der Westendorfschen Villa saßen zwei Frauen in tiefer Trauer: Senta, blaß, mager, mit kurzgeschnittenem Haar, und die Hofrätin, vornehm, blühend und fosiniert wie immer.

Senta lag in einem Liegestuhl und blickte gedankenverloren in die klare, schweigende Bläue hinaus, die sich wie ein magischer Gürtel um weiße Villen und einsam gewordene Gärten zog.

Das Blau des Meeres, der fernen Inseln, Berge und des Himmels, die träumerische, erhabene Ruhe, die über den reglos aufragenden Palmen und Zypressen des nahen Kurparkes lag, das unermüdliche Auf- und Niederschaukeln der Wellen, wirkten einschläfernd.

Traumhaft zogen die Ereignisse der letzten drei Monate an Sentas Geist vorüber. Da war zuerst der jähe, wilde Schmerz gewesen, als sie ihr Leben in Scherben zerbrochen vor sich liegen sah. Die qualvollen Nächte ohne Schlaf, die noch qualvolleren Tage, wo man mit zerrissenem Herzen lächeln und „Haltung" bewahren sollte...

Dann die schwere Krankheit, die mit ihrer halben Bewußtlosigkeit wie eine wohltätige Erlösung wirkte. Und nun die langsame Genesung, in der sie sich so müde und physisch schwach fühlte, daß alles Denken von selbst zur Ruhe kam.

Nein, sie empfand keinen Schmerz mehr. Sie konnte nicht mehr weinen, nicht mehr verzweifelt sein. Nicht einmal, als man ihr Papas Tod mitteilte.

Armer Papa — glücklicher Papa! Nun durfte er ausruhen von all dem Hetzen, das man „Leben" nannte. Sein Tagewerk war zu Ende für immer.

„Das meine nicht," dachte Senta traurig, „für das gibt es noch ein „Morgen"....

Sie seufzte beklommen. Und diesem „Morgen" mußte man einen Inhalt geben. Ob es ihr gelingen würde, ihm den zu geben, der ihr allein noch einige Aussicht auf Frieden zu bieten schien?

Zweifelnd glitt ihr Blick zu ihrer Mutter hinüber, die am anderen Ende der Terrasse in einem Strandkorb saß und gleichfalls unverwandt auf das Meer hinausblickte.

Auch die Hofrätin dachte an die letzten drei Monate, die einen so jähen Umschwung in ihrer Lebensstellung mit sich gebracht hatten.

Auch sie dachte an die Zukunft, aber anders als Senta. Angstvoll, gierig forschend, unruhig grübelnd, wie sich aus den Trümmern des alten Prachtbaues ein neuer, möglichst ähnlicher zusammenzimmern ließe.

Sie hatte verschiedene Chancen. Da war die Aufforderung der Gräfin Prissi — einer der wenigen Getreuen, die Westendorf noch nicht vergessen hatten — mit ihr den Winter über nach Aegypten zu gehen. Dann die Vorschläge Dr. Römers, der das Sanatorium in eigene Regie genommen, Tiller als Leiter angestellt hatte und es als vorzügliche Spekulation erklärte, die Villa in Abbazia als eine Art Genesungsheim an das nun wieder flott gehende Sanatorium anzugliedern.

Römer wollte durchaus, daß sie wieder dauernd nach Wien käme und nach Ablauf der Trauerzeit ihren Salon wieder zum Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit mache.

Ganz versteckt ließ er durchblicken, daß eine so schöne, vielbewunderte Frau doch nicht daran denken werde, immer Witwe zu bleiben, und daß es Leute gäbe, die sich glücklich schätzen würden, ihr dereinst alles Verlorene ersetzen zu dürfen...

Die Hofrätin lächelte unwillkürlich, als sie an diese Bemerkung in Römers letztem Brief dachte. Der Gute — ja, er hatte sie immer angebetet und er war ganz der Mann dazu, die Bedürfnisse einer Dame von Welt zu verstehen.

In der Gesellschaft immer eine gutangeschriebene Persönlichkeit, verstand er, etwas aus sich zu machen, und besaß einen wahren Instinkt für geniale Geschäftsgebarung. Wenn man ihn nur freie Hand ließ, würde er Westendorfs ansehnlichen Nachlaß bald verzehnfachen...

Frau Lydias Mienen wurden wieder ernst. Alles wäre ja gut gewesen, wenn man nur nicht die Sorge um Sentas Schicksal gehabt hätte! Aber da war zuerst Senta selbst, die sich ihr — die Hofrätin begriff gar nicht, wie und seit wann eigentlich — fast völlig entfremdet hatte, so daß sie beide nebeneinander hinlebten wie Fremde, die jedes intimere Gespräch meiden, weil sie instinktiv fühlen: wir verstehen einander ja doch nicht!

Und da war Kurt von Sandruch, der sich sonderbar zurückhaltend benahm, sehr selten und kühl schrieb und dies nur flüchtig mit seiner neuen Stellung motivierte, die ihn ganz in Anspruch nehme.

Merkte es Senta? Machte sie sich Sorgen darüber? War sie deshalb so schweigsam?

Die Hofrätin wußte es nicht. Aber jedenfalls machte sie selbst sich immer schwere Sorgen darüber. Denn wenn Sandruch gemein genug wäre, sich jetzt, nach Westendorfs Tod, wo er selbst eine glänzende Stellung bekleidete und keinen Protektor mehr brauchte, zurückzuziehen — welcher Affront für die arme Senta!

Und wie peinlich auch sonst nach jeder Richtung hin! Mit einer erwachsenen, unverheirateten Tochter an der Seite, konnte sie doch nicht gut daran denken, sich selbst ein neues Glück zu erringen. Außerdem — Senta hatte durch die Krankheit unglaublich verloren. Der pikante Charme ihres Gesichts war völlig dahin, das schöne, reiche Haar fehlte, und die fröhliche Frische ihres Wesens. Vergrämt, verblüht sah sie aus. Wer würde sich unter diesen Umständen in absehbarer Zeit um die verlassene Braut bewerben wollen?

Und Senta war nun auch schon bald fünfundzwanzig Jahre alt!

All dies quälte die Hofrätin seit Wochen und hatte sie endlich veranlaßt, sich mit einer direkten Anfrage an Sandruch zu wenden, für welchen Termin er die Vermählung — die ja ganz in der Stille gefeiert werden könne — eigentlich beabsichtige.

Selbstverständlich erwartete Frau Lydia auf diesen Brief, von dem Senta keine Ahnung hatte, umgehend Antwort.

Aber vierzehn Tage waren bereits verflossen, und Sandruch hatte nichts von sich hören lassen.

War ein Brief verloren gegangen, oder sollte dies Schweigen — die Antwort sein?

Inzwischen wurde dieser Aufenthalt hier zu tödlicher Langeweile. Die Gräfin Prissi war sehr lieb, aber der Verkehr mit ihr glich doch verzweifelt den „Toujours perdrix"...

Frau Lydia dürstete nach Abwechslung, nach neuen Menschen — vielen Menschen, nach etwas Zerstreuung wenigstens.

Sie hatte sich soeben im stillen entschlossen, doch unbedingt nächste Woche mit Prissis nach Aegypten zu gehen, als das Stubenmädchen eintrat und die Post brachte. Es war außer den Zeitungen nur ein Brief für Senta da.

„Von wem denn?" fragte die Hofrätin neugierig.

„Von — Kurt."

„Ah — wirklich? Endlich einmal! Was schreibt er denn? So lies doch!" drängte die Hofrätin gespannt. Sie hatte ihren Strandkorb verlassen und stand erwartungsvoll neben Senta.

Diese hatte den Brief, der länger war als sonst, entfaltet und begann zu lesen. Mit einem tiefen Atemzug reichte sie dann der Mutter die vier eng geschriebenen Seiten, in welchen mit so viel schönen Phrasen eine erbärmliche Niedertracht verhüllt wurde.

„Er gibt mir mein Wort zurück, weil er einsieht, daß wir nicht füreinander passen," sagte Senta ruhig, und lächelte zum ersten Male seit langer Zeit.

Die Hofrätin wurde blaß vor Zorn. Kaum daß sie die Worte entziffern konnte, so blind machten sie Aerger und Entrüstung.

Dann ballte sie das Papier wütend zusammen.

„Oh, welche Gemeinheit! Er stellt sich als Ehrenmann hin, der nur mit blutendem Herzen verzichte, weil dein kühler Glückwunsch vor drei Monaten und deine „geringe Teilnahme" an seiner Tätigkeit ihm leider die unwiderrufliche Ueberzeugung gegeben habe, daß du ihn nicht liebst! Dieser Mensch, der nicht einmal zu Papas Leichenbegängnis kam, unter einem so nichtigen Vorwand noch dazu — denn die Großfürstin hätte seine Behandlung wohl einen Tag missen können — der während deiner Krankheit nicht ein einziges Mal nach dir sah — oh, und der wagt es nun"...

„Hast du wirklich etwas anderes von Sandruch erwartet, Mama?" unterbrach sie Senta mit bitterem Lächeln. „Wußtest du nicht, daß ich ihm nur die Stufe war, emporzukommen zu einer Zeit, da er keine andere sah, und wo Papa noch berühmt war?"

„Es ist schändlich! Und ich begreife dich nicht, daß du es so gelassen hinnimmst! Du tust ja fast so, als ginge dich die Sache gar nichts an!"

„Ich habe Sandruch nie geliebt, Mama, das weißt du wohl. Warum sollte ich nun trauern?"

„In den Augen der Welt bleibt es immer ein Affront für ein Mädchen — verlassen zu werden! Wie wird man nun wieder reden über uns! Kaum sind die Klatschereien ein wenig eingeschlafen, muß dieser Mensch uns wieder in den Mund der Leute bringen!"

„Ach, die Leute, Mama! Laß sie doch reden — was liegt daran."

„So denkst du — natürlich! Ich denke anders. Mein Ehrgefühl ist empfindlicher. Aber nun ist es ein Glück, daß wir wenigstens für die erste Zeit der perfiden „Teilnahme" gewisser Bekanntenkreise entrückt werden, indem wir mit Prissis nach Aegypten reisen. Prissis sind taktvolle, feinfühlige Menschen, sie werden die Sache vom richtigen Standpunkt aus ansehen. Wie wird sich die Gräfin freuen, daß wir mitkommen! Und für dich werden die zwei munteren Komteßen und der gute Graf die beste Zerstreuung sein!"

Senta hatte den zerknüllten Brief geglättet und wieder in den Umschlag gesteckt. Jetzt sagte sie, ihre Mutter ruhig und fest ansehend:

„Es freut mich, liebe Mama, wenn dir diese Reise Zerstreuung gewährt. Ich aber werde nicht mitgehen."

„Ah — und warum nicht, wenn man fragen darf?"

„Weil ich mir bereits einen Plan für mein künftiges Leben gemacht habe, von dessen Ausführung mich bisher nur die nun gottlob gelöste Verlobung abhielt."

„So! Welcher Plan ist denn dies? Du bist so merkwürdig verschlossen in der letzten Zeit, und ich kann mir wirklich nichts denken, was ein junges Mädchen aus guter Familie für sich allein anfangen könnte, du mußt dich schon deutlicher erklären!"

(Fortsetzung folgt.)

— Falsch aufgefaßt. Vater: „Warum hast du gestern nachsitzen müssen, Karl?"

Karl: „Weil ich keine Federn hatte."

Vater: „Was, weil du keine Federn hast?! — Dein Lehrer ist wohl verrückt, — du bist doch kein Vogel!"

Der Egoist vergißt sich leicht im Verkehr mit andern, weil er sich nie vergessen kann.

Die Schärpe.

Skizze von R. Cirilli. Ueberfetzt von Anni Schürmann.

Als ein Kanonenschuß vom Fort Margliera die Mittagsstunde verkündete, antwortete das Glockenspiel des Markusturmes mit seinen hundert ernsten und silbernen Stimmen, die im Glanz der Frühlingssonne hinschwebten über die festliche Stadt und die kosenden Wellen des Meeres....

Der Markusplatz belebte sich mit Menschen. Ueberall erklangen Fanfaren, und die Fenster der Patrizierpaläste funkelten in allen Regenbogenfarben.

Es war ein herrlicher Maitag, dieser Himmelfahrtstag, der Tag des symbolischen Festes zur Erinnerung an die Vermählung Venedigs mit dem Meere. Und als ob das noch nicht genügte, mußten die Herrscher Italiens an Bord des „Bucentoro", der Prachtgaleere, steigen, um der Sitte gemäß einen goldenen Ring ins Meer zu werfen.

Nur Mombrino, ein junger Fischer, wendet dem Markusplatz, der Prachtgaleere, den Herrschern und dem ganzen Feste den Rücken und schien sich um alles das nicht zu kümmern — frohen Herzens schritt er dahin. Er träumte und lächelte oft. Bei dieser Freude schien ein kleines Paketchen im Spiele zu sein, das er vorsichtig in der linken Hand trug und auf das er oft einen Blick warf, als fürchte er, es zu verlieren.

An der Ecke eines Gäßchens blieb er stehen, um in ein zu ebener Erde gelegenes Fenster zu schauen, wo ein roter Geranium in tönernem Topfe stand und zur Erde rankte wie eine Blütenkaskade...

Das Fenster stand halb offen und man vernahm zwei singende Stimmen: die eines Mädchens und eines Rotkehlchens.

„Guten Tag, Caterina!" rief Mombrino, schon auf der Schwelle des Hauses.

Das junge Mädchen hob den Kopf, den sie auf ihre Arbeit gesenkt hatte.

„Wie? Du bist hier?" sprach sie mit erheucheltem Erstaunen. „Ich meinte, du wärest auch fortgegangen, um die Königin zu sehen... wie mein Vater... wie alle Leute..."

„Hm!" versetzte Mombrino achselzuckend, „bist du denn vielleicht keine Königin?"

"Du weißt, Mombrino, ich gebe nichts auf Schmeicheleien", erwiderte sie, vor Freude und Bescheidenheit lieblich errötend.

„Das ist keine Schmeichelei. Wenn ich dich so sehe mit deinem Gesichtchen und deinem blonden Haar... wahrhaftig, nicht wie eine Königin, wie eine Madonna siehst du aus! Und wenn ich mich dann frage, ob ich, Mombrino, der arme Fischer, würdig bin, dein Schatz zu sein... der ich weder reich bin noch schön... der ich dir nicht einmal einen Ring habe schenken könne..."

„O, daran ist mir so wenig gelegen!" rief Caterina lebhaft. „Du weißt, ich würde mir selber zürnen, wenn ich unter solchen Umständen Geschenke von dir annähme."

„Aber ein Ring nähme sich doch so schön aus an deinem Finger! Er würde die zarte Schönheit deiner Hand erst recht zur Geltung bringen", antwortete Mombrino seufzend. „Nun, ein andermal. Für heute mußt du dich mit diesem hier begnügen..."

„Ein Geschenk?.... Wozu denn?"

„Heute ist doch dein Geburtstag! Hattest du das denn ganz vergessen?"

Nein, sie hatte es keineswegs vergessen, das arme Kind, nur hatte sie es mit keinem Wörtchen erwähnt, um Mombrino keine Ausgaben zu verursachen.

Sie streckte ihm daher die Hände hin mit einer Freude, die die Ueberraschung noch größer machte, und dankte dem armen Fischer mit einem tiefen Blick.

Dann knotete sie das Paketchen los — sie war ganz sprachlos und glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Gleichzeitig mit dem Papier rollte sie eine Schärpe ab, die nun in prachtvollstem Glanz auf ihren Knien lag.

„Aber das ist ja ein fürstliches Geschenk" rief das junge Mädchen aus. „Wie hast du es nur angestellt, Mombrino, um sie zu bekommen?"

„Oh, darum mach dir nur keine Sorge!" versetzte der Fischer mit leichtem Zittern in der Stimme. „Gefällt sie dir?"

Sie antwortete ihm mit einem Kuß.

Und innig glücklich setzte sich Mombrino neben seine Braut und lauschte ihrem Geplauder.

Und ihre Stimme, weich wie eine Liebkosung, drang dem Fischer ins Herz und brachte eine andere Stimme zum Schweigen — sein Gewissen, das ihm zuraunte: Unglücklicher, was hast du getan! Diese Schärpe gehört ja gar nicht dir! Du wolltest deiner Braut gern ein Geschenk machen, aber durftest du deshalb stehlen? War denn dein reines, ehrliches Herz nicht ein reiches Geschenk genug, auf das jedes Mädchen hätte stolz sein können?

* * *

„Herr Marco, ich möchte Sie gern wegen meines Sohnes sprechen."

„Treten Sie doch ein, Frau Elvira..."

Und Caterinas Vater nahm die Pfeife aus dem Munde und trat zur Seite, um die Besucherin zuerst eintreten zu lassen. Sie kam stolz herein und bemühte sich, die Erregung zu unterdrücken, die sie bei Marcos Anblick jäh ergriff.

Marco warf einen prüfenden Blick auf Mombrinos Mutter, als suche er dies Gesicht wiederzuerkennen, das er schon einmal gesehen haben mußte.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Alte.

„Zunächst möchte ich Sie bitten, meinen Taugenichts von Sohn nicht mehr heimlich in Ihrem Hause zu dulden."

„Heimlich...?" unterbrach der Alte sie verletzt. „Es ist nicht schön, was Sie da sagen, Frau Elvira. Heimlich? Ihr Sohn kommt ja am hellen Tage und mit meiner und meiner Tochter Einwilligung hierher. Denn wir achten Euren Sohn und halten ihn für einen arbeitsamen, ehrlichen und braven Burschen. Wenn er arm ist... nun, das ist nicht seine Schuld. Er wird schon verdienen und kann dann heiraten..."

„Nicht darum handelt es sich, Herr Marco. Ich komme in einer ernsteren Sache. Heute morgen ist eine Schärpe aus unserer Wohnung verschwunden. Es war eine sehr schöne Schärpe, auf die ich große Stücke hielt. Ich habe nun Grund zur Vermutung, daß mein Sohn sie genommen, um sie Ihrer Tochter zu schenken. Ich komme nun und möchte sie mir wieder holen."

„Wenn meine Tochter dieses Geschenk angenommen hat, so wußte sie sicher nicht, daß die Sache sich so verhielt. Ist die Schärpe hier, so sollen Sie sie natürlich sofort wieder haben."

Und er rief seine Tochter und bat sie, ihm doch das Geschenk zu zeigen, das sie heute morgen bekommen.

Das junge Mädchen brachte es sofort — sie war sehr in Unruhe und ahnte ein Unglück. Ihre Augen suchten in denen des Vaters oder der Besucherin einen Grund für dieses Verlangen. Mombrinos Mutter aber hatte sie zur Erde gesenkt, und nachdem sie einen Blick auf die Schärpe geworfen, hatte ihr Vater das Gesicht zur Decke emporgewendet und folgte beharrlich dem Fluge einer Fliege.

„Nehmt Eure Schärpe wieder", sagte Caterina mit schluchzender Stimme. „Unter solchen Umständen mag ich ein Geschenk nicht behalten. Mombrino hat geglaubt, nichts Böses zu tun. Ich entschuldige ihn... und verzeihe ihm."

Und ganz in Tränen aufgelöst ging das arme Mädchen hinaus, um ihren Kummer zu verbergen. Mombrinos Mutter hatte die Schärpe genommen und sie sich mit einer Bewegung der Freude auf die Schulter gelegt. Jetzt stand sie am Fenster und wußte nicht mehr, was sie tun oder sagen sollte.

Der Alte heftete die Augen starr auf die Schärpe. Sein Gesicht aber war abwesend. Dann begann er:

„Als meine Tochter vorhin die Schärpe brachte, erkannte ich sie auf den ersten Blick, Elvira. Es ist die, die ich Euch gegeben vor dreißig Jahren... Ihr wartet damals jung, wie auch ich. Und unsere Herzen waren voller Träume und Liebe. Entsinnt Ihr Euch? Als ich Euch sah, stieg ein Heer von Erinnerungen in meiner Seele auf... Es war ein Tag wie heute, mit herrlichem Wetter. Ich kehrte aus Asien zurück. Ihr hattet das Haus heimlich verlassen, um mich am Hafen zu erwarten und mir den ersten Kuß zu geben. Und dieses Geschenk hatte ich Euch mitgebracht, diese Schärpe. Dann hat das Schicksal uns getrennt. Auch unsere Eltern widersetzten sich unserem Verhältnis, Elvira... wie Ihr es nun bei Mombrino tut. Und so haben sie unser Leben und unser Glück für immer zertrümmert. Dreißig Jahre lang aber habt Ihr diese Seide in einer Schublade aufbewahrt. Ich errate es, sie ist Euch mehr gewesen als eine bloße Erinnerung. Sie war Euch ein Freund und Tröster. Bestreitet es nicht. Seht, selbst dieser Eifer, mit dem Ihr sie Euch wieder holt, ist ein Beweis. Denn nicht der Wert macht Euch diese Schärpe so kostbar. Sie ist Euch nur teuer, weil es unsere Schärpe ist, die Schärpe unserer ersten Jugendliebe. Und heute... da Ihr diese beiden Kinder glücklich machen könntet... glücklicher, als wir es gewesen... da wollt Ihr ihr Glück zerstören, ohne zu bedenken, daß Ihr unsere Liebe tötet? Jawohl, unsere alte Liebe, die in unsern Kindern wieder auflebt mit gleicher Kraft und unter gleichen Umständen. Es sind immer noch unsere Seelen, die sich nun in den Seelen unserer Kinder vereinen sollen, da sie es damals nicht vermochten. Was die Vorsehung uns verboten hat, macht sie ihnen möglich."

Der Alte schwieg. Doch seine Augen suchten und trafen den Blick der Mutter des Fischers, und er las darin, daß Caterina und Mombrino von nun an glückliches Paar sein dürften.

Geld.

„Das elende Geld!" Das ist der Stoßseufzer aller derjenigen, die der Meinung sind, daß alles Unglück in der Welt dem Geld und dem Besitz zuzuschreiben sei. Es gibt ja auch noch sogenannte Idealisten, die Besitz und Erwerb von Geld als eines vollkommeneren, idealgesinnten Menschen nicht würdig erachten. Alle diese Träumer sagen: Wenn du unbedingt Geld erwerben mußt, um leben zu können, erwirb nicht mehr, als du notwendig brauchst.

Menschen aber, die im tätigen Leben stehen, scharfe Denker, die die Menschenseele und das Weltgetriebe kennen, lehren: Erwirb mehr als du brauchst. Du kannst deine geistigen Kräfte nicht entfalten, wenn du nicht weitere, größere Wünsche hast als bloß den nackten Lebensunterhalt.

Geld ist Verstand, Können, Kraft und Macht — sagen die Leute, die Reichtum zu erwerben vermögen. Worunter sie aber nicht ererbtes oder durch Zufall gewonnenes, sondern selbst erworbenes Geld meinen. Und diese Anschauung wird wohl von den meisten Menschen geteilt. Aus diesem oft durchaus unbewußten Gedanken heraus werden Leute, die in tiefer Armut sind — vielleicht ungerecht — beurteilt. „Du hast nicht Kraft, oder Verstand, oder Willen, oder Kenntnisse genug, um dir wenigstens so viel zu verdienen, als du zu einem menschenwürdigen Leben brauchst." — Und da die meisten Menschen das Bestreben haben, das eigene werte Ich für besser zu halten als den lieben Nächsten, so ist man rasch dabei, sich selbst für besser und den Armen für geringer einzuschätzen.

Auf alle Fälle ist Geld und Besitz Macht — im kleinen oder im großen. Darum spielt sich vor uns immer wieder das scheinbare Rätsel ab, daß Leute, die viel erworben haben, immer mehr und mehr erwerben wollen. Nicht, um von dem immer wachsenden Vermögen besser leben und mehr Geld ausgeben zu können. Denn ein Mann, der erwirbt, streut nur in den allerseltensten Fällen das Geld aus. Das „gute" Leben hat auch eine bestimmte Grenze; wo ein wahrhaft großes, selbsterworbenes Vermögen da ist, wird nur ein Bruchteil von dem ausgegeben, was in Wirklichkeit einkommt. Aber der Wunsch nach Macht und Einfluß bildet die Triebfeder, die immer wieder zu neuer Arbeit, zu weiterem Erwerben führt. Darum kommt es auch nicht selten vor, daß Menschen mit großem, selbsterworbenem Vermögen Züge von einer Sparsamkeit zeigen, die an Geiz grenzt. Nicht das Geld, das man ausgeben kann, ist ihnen das Wichtigste, sondern der Besitz, die Macht und der Einfluß, den sie durch das Geld genießen können. Der wirkliche Geizhals, der sich nur am Gelde selbst freut, die Genüsse des Lebens nur in der Phantasie genießt, sich aber in Wahrheit keinen Genuß gönnt, ist niemals reich; soviel er auch besitzen mag, bleibt er nicht nur arm den Aermsten gleich, sondern er ist auch ein kranker Mensch.

Nicht nur das Erwerben von Geld ist eine schwere Kunst, sondern auch das Behalten. Die wenigsten Menschen verstehen es, Geld festzuhalten. Wer nicht gelernt hat, es zu erwerben, zu verdienen, gibt es oft leicht und rasch aus. Wer kennt nicht das Kapitel von den Söhnen, die das von den Vätern erworbene Vermögen verschwenden? Verschwender sind oft Menschen, denen in der Jugend das Geld vorenthalten worden ist. Darum sollte man die Jugend nicht darben lassen; man muß sie an den Umgang mit Geld und dessen vernünftige Verwendung gewöhnen. Denn nur wer den Wert des Geldes kennt, versteht es festzuhalten und lernt auch, es zu erwerben.

Himmlische Gäste in Aegypten.

Zweifelsohne werden die meisten Meteoriten, die auf unsere Erde herniedergehen, gar nicht gefunden. Sie fallen ins Meer oder in Einöden oder gelangen, in der Luft explodierend, nur als „kosmischer Staub" unten an und entziehen sich so der Beachtung. Größere Aussicht, die Ankunft der himmlischen Gäste zu beobachten, bestehen, wenn ein ganzer Meteorregen fällt, was indessen seltener vorkommt. So ein Meteorregen ist aber ohne Zweifel auch auf die Zersprengung einer größeren Masse zurückzuführen, die sich in ihrem rasenden Fall durch Reibungen der Luft so erhitzt, daß sie durch die Entwicklung innerer Gase auseinander gerissen wird.

Nun ging im vorigen Jahr bei El Nakhla in Aegypten ein solcher „Regen" nieder, und seine Bruchstücke wurden dem Mineralogen Stanislas Meunier zur Untersuchung übergeben. Das Naturereignis zeichnete sich nicht nur durch die ungewöhnlich große Zahl der einzelnen Stücke aus, sondern auch dadurch, daß diese ganz von einer schwarzen Rinde eingehüllt waren, die darauf schließen läßt, daß die Explosion in großer Höhe erfolgte. Die einzelnen Sprengstücke hatten somit noch Zeit, in ihrer Außenschicht wieder völlig zu schmelzen, ehe sie den Boden erreichten. Meunier hat diesen eigenartigen Ausbildungen nach dem Ort des Naturereignisses den Namen Nakhlit gegeben. Der Forscher hat sich bei der Veröffentlichung seiner Untersuchungen auch über den Ursprung der Meteoriten überhaupt geäußert. Er schließt sich nicht der Ansicht von John Bull an, wonach die Meteoriten vor langen Zeiten von der Erde selbst ausgeworfen seien und nun allmählich wieder zu ihr zurückkehrten. Vielmehr hält er es für das Wahrscheinlichste, daß diese kleinen Himmelskörper aus der Zerstörung eines alten Trabanten eines unbekannten Mondes der Erde entstanden seien.

Unsere

Schnittmuster-Offerte

Jedes Muster 15c

Kurze Jacke im Raglanstyl.

No. 8270.

Zur Zeit der Waschkleider ist es notwendig ein Universal-Jackett zu haben,

das zu jedem Kleid, besonders aber zu den separaten Röcken zu tragen ist. Ein solches Modell ist in dieser Illustration veranschaulicht und der neue Schnitt, die Raglan Schulter und die kleidsamen Revers nebst dem Gürtel geben ihm ein sehr apartes Aussehen. Je nach Wahl des Stoffes kann es verschiedenen Zwecken dienen. Aus Coverteoat oder Homespun hergestellt, giebt es ein praktisches Wettermäntelchen. Seide oder bunte Waschstoffe machen hübsche Besuchsjacken. Da ein Futter bei Sommerjacken nicht erforderlich ist, kann ein solches Jäckchen bei genauer Beachtung der Vorschriften leicht von jeder Dame selbst hergestellt werden. Gebraucht werden für dieses Schnittmuster, welches in 6 großen, von 32—38 vorräthig ist, 3¼ Yard Material, 42 Zoll breit.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept.

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No. .....

..... Zoll Brust oder Taillenweite. — ...

(Jahre .... bei Kinderjacken.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....

Radiumbestrahlung bei Schwerhörigkeit.

Dr. Hugel in Bad Münster machte überraschende Beobachtungen bei Ohrenkranken, die an Schwerhörigkeit und Ohrgeräuschen litten und die er einer Radiumbestrahlung unterzog. Es wurde ein 5 Milligramm haltiges Radiumpräparat ½ bis 1 Minute direkt auf das Ohr und dann ½ Minute hinter das Ohr gelegt. In den meisten Fällen wurden 8 bis 12 Bestrahlungen vorgenommen, zwischen den einzelnen Bestrahlungen 2 bis 3 Tage pausiert. Später wurde noch ein kleines Präparat von nur 1 Milligramm Mesothor benutzt, das in Form eines Stiftes leicht in den Gehörgang geschoben werden konnte und durch Ueberstülpen einer Aluminiumkapsel sauber zu halten war. In der Hülse konnten dann kleinere Metallplättchen eingelegt werden, die als Filter dienten. Diese Anordnung hatte den Vorteil, daß der Apparat dem Mittelohr näher gerückt war. Der Erfolg war der, daß in der Mehrzahl der Fälle eine sofortige Besserung des Hörvermögens resp. des Ohrensausens zu konstatieren war, ein Resultat, das längere Zeit anhielt. Da nur alte Fälle nach langjähriger Behandlung als letzte Zuflucht die Radiumbehandlung versuchten, so ist der Erfolg um so bemerkenswerter.

— Unnötige Eile. Ein Mann stürzt zu seinem Freunde herein und ruft: „Weißt du schon, daß Meyer mit deiner Frau fortgelaufen ist?"

„Warum gelaufen?..."